

Ein Himmel wie abblätternde Farbe, darunter frühlingsblasse Bäume. Frédérique ging spazieren. Stapfte mit leerem Feiertagsgefühl im Magen auf unebenem Straßenpflaster eng beieinanderstehende Häuserreihen entlang. In Parks betrieben junge Männer Morgenturnen, hingen für Klimmzüge und sonstige Übungen an Schaukelstangen oder Klettergerüsten. Auf einem Spielplatz erschrak ein kleiner Junge, der beim Spielen zu oft in der Nase bohrte, als ein Mann im Jogginganzug neben ihm im Sand aufschlug. In Frédériques Tasche summte das Handy. Permanent summte es. »Wo bist du?«, »Wann kommst du?« Wie sie seine Anhänglichkeit hasste. Sie hasste auch sein Geld. Sie wollte sein Geld nicht. Aber sie brauchte es.

Aus den Fenstern eines bräunlichen Fachwerkhauses tönnten die Stimmen öffentlich-rechtlicher Fernsehmoderatoren. An der Ecke gleich gegenüber vom Burgwall hatte die Pizzeria Capri schon zu, seit Frédérique ein Kind gewesen war. Die mit grünlichem Moos angelaufenen Läden waren geschlossen, die Klinkerfassade verlottert. Jemand nutzte den Pflanzkübel am Eingang als Aschenbecher. Frédérique hatte Deutschland nie als lässig erlebt oder träge dahinfließend wie Wien. Ihre Schritte klangen auf dem Asphalt laut und aus alten Schenktüren wehte miefiger Essensgeruch. Deutschland war melancholisch, selbst im Sommer winterlich im Geist, war Putzkittel und Küchendämpfe, Völkerball und zerfranste Schrebergärten. Poetisch verkannt lag es für Frédérique da wie ein vergilbter Wandteppich.

Von Zuneigung war zwischen ihr und ihrem Finanzier nur selten die Rede. In seinen E-Mails und Textnachrichten sprach er ihr die schönsten Eigenschaften zu, wenn er sie sah, konnte er sie kaum ertragen. »Du zerstörst immer alles mit deiner Gemeinheit«, sagte er und klang dabei selbst böse. Jetzt war sie ihm geografisch näher und er schöpfte zögerlich Hoffnung. Dabei stand er im Begriff, mit ihr das Wichtigste in seinem Leben zu verlieren, und der Himmel war immer noch blau, ungerührt. In der Ferne verschleierte Nebel die Unendlichkeit des irgendwann nahenden Sommers.

Frédérique nannte ihren Liebhaber-Finanzier Bartleby, um ihn zumindest innerlich zu schmähen und ihm, indem sie ihn zu dem Schreiberling aus einer ihrer Ansicht nach mittelmäßigen Erzählung degradierte, die Macht über sie und ihre finanziellen Verhältnisse zu nehmen. Bartleby, der eigentlich Manfred Huber hieß, war ein hochgewachsener und strenger Junggeselle, dessen Verdauung am besten funktionierte, wenn er säbelbeinig wie ein Rinderbaron durch die Straßen seines österreichischen Heimatdorfes streifte und Ausländer hassende Dorfbewohner ihm hinter den Butzenscheiben sehnsüchtig nachstierten, denn er war der Stadtrat Huber. Wobei er oft bedauerte, dass sein Nachname klang wie hundert Jahre Durchschnittlichkeit. Auf Dating-Webseiten nannte er sich verwegene Manni, das klang sämig und nach Holzfällerhemd oder zumindest aufrecht und grau wie die Büroklammer auf der moosgrünen Filzunterlage seines Stadtrat-Tisches. An diesem Tisch saß er gerne, und wenn er nichts Besseres zu tun hatte, bestellte er mit ein paar Mausclicks durch

einschlägige Internetseiten Frauen in seine Zweitwohnung am Irrsee. Dort war alles etwas anonym und keiner guckte komisch, wenn Manfred auf Bergspaziergängen großäugige Osteuropäerinnen in Wanderschuhen über Bäche und Geröll oder rund um den See hetzte und dabei zwanzig lüsterne Bilder von ihrer Rückansicht schoss, mit denen er später angeben konnte. Natürlich nur vor sich selbst, wenn ihm beim Zappen allein zu Hause langweilig wurde, denn er war der Stadtrat Huber. Ja, Frauen aus Osteuropa mochte er am liebsten. Mit Frédérique hingegen hatte er sich nur langsam abgefunden und erst jetzt, als es schon zu spät war, meinte er zu merken, dass er sie liebte. Da er keine Erektionen bekam, wenn eine Frau ihm zuschaute, hatte er Frédérique von Beginn der Affäre an Geld gegeben. Zeitweise auch seine Kreditkarte, die er ihr rasch wieder wegnahm, weil sie zu viele Kleider damit kaufte.

In Frédériques Städtchen waren die Straßen immer schon leer gewesen. Leer und blass wie das Gesicht ihrer Mutter, das ihr ungehalten durch das Küchenfenster nachschaute, wenn sie zu ihren stundenlangen Spaziergängen aufbrach. Sie hatte das immer auf glamouröse Weise machen wollen, das Spazierengehen, wie die Frauen in alten französischen Filmen, doch diese Gegend war nicht glamourös. Trotzdem trug sie fast bockig weiter ihre puderosa Hosen und die Sneakers mit den Goldsternen drauf.

Um sie herum Wasserläufe, Wasserburgen, ausgestorbener Landadel. Schiefergebirge, Kohle, Stahl. Entlang beliebiger Wanderwege standen Obstbäume auf Wiesen. Überall gab es zu viel Moos, zu viel Borkenkäferbefall vom Vorjahr, zu viel vor angelaufenen Häusern aufgeschichtetes, modriges Brennholz. Aufsässig starrende Spaziergänger gingen langsam mit nach innen gedrehten Knien und der schlechten Körperhaltung bisheriger Stubenhocker an ihr vorüber. Sie gingen, Frédérique schlenderte.

Im Volksgarten in der Nähe des Flusses allerdings promenierten die Leute auf und ab. Ein alter Mann stand vor dem Metzger auf der Hauptstraße. Umständlich versuchte er sich von seinem Hörgerät zu befreien. »Dieses verdammte Dings«, fluchte er und sein Hörgerät, genauer: der Hörknopf fiel aus seinem Ohr und kullerte über den Asphalt. »Mensch, dann sei halt nicht so ungebärdig«, sagte seine Frau und Frédérique dachte an ihre Eltern, die nie so beieinandergestanden hatten. In den Straßen gingen Leute im Anorak herum und gestikulierten wie Yogalehrer. In einer Sackgasse wühlte ein Junkie in Mülltonnen und schrie dabei in sein Handy, das er zwischen Schulter und Ohr geklemmt hielt. Zu vernehmen war der mehrfach wiederholte Satz: »Ich hab' ihn nicht mehr, hab' ihn nicht!« Vor einer Drogerie saß seit Frédériques Ankunft ein Mann mit seinem Akkordeon und spielte, so schien es ihr, immer dieselbe leise leiernde Melodie, die sie an die Pariser Cafés erinnerte. Er sei ein Flüchtling aus dem Nahen Osten, sagte er, als sie vor ihm stehen blieb und ihn fragte, woher er käme. Dort habe er Heavy Metal gespielt, was verboten sei, fuhr er fort, doch Frédérique hörte ihm kaum zu. Am ersten und am zweiten Tag gab sie ihm einen Euro. Am dritten Tag ging sie

an ihm vorbei, ohne ihn anzusehen, begann aber, ihm nach der »Arbeit« zu folgen. Er packte das Akkordeon um siebzehn Uhr ein und ging. Auf dem Heimweg machte er in einem Dönerladen halt. Er bestellte immer dasselbe: ein Falafelsandwich mit scharfer Sauce. Das aß er enervierend langsam, Bissen für Bissen, während er kauend durch die Fensterfront auf die Straße hinausschaute, allerdings ohne Frédérique zu sehen, denn sie stand im schattig überdachten Eingang der Post gegenüber. Danach ging sie ihm bis zu seiner Wohnung nach und rauchte dabei.

Am fünften Tag nahm sie ihn mit nach Hause. Ihre Mutter war ausgegangen. Auf dem Küchentisch stand ein Mürbeteigkuchen, belegt mit Pfirsichen aus der Dose. »Ich bin gleich wieder da«, hatte die Mutter auf ein Post-it geschrieben. Frédérique zündete sich eine Zigarette an und setzte sich an den Küchentisch. »Setz dich doch.« Der Mann blickte sie unsicher an und nahm die Kappe vom Kopf, die er mit den Händen knetete. »Fick mich. Weißt du, was ficken heißt? Ich will, dass du mich fickst.«

Er sprach kaum Deutsch. Als sie begann, ihre Bluse aufzuknöpfen, wich er vor ihr zurück in den Hausflur. Dort hing eine rostrote Tapete. Bluttapete. Sie wollte, dass er sie bluten machte. Doch er ging. Am nächsten Tag klingelte es um siebzehn Uhr fünfzehn an ihrer Haustür. Bitte mach, dass er es ist, dachte sie. Als sie die Hand nach dem Türgriff ausstreckte, überlegte sie, vielleicht doch nicht zu öffnen. Was, wenn er es nicht war? Sie ging zurück in die Küche und setzte sich an den Küchentisch. Darauf standen zwei Frühstücksbrettchen und ein angeschnittenes Graubrot. Frédérique war bereits nackt. Ihr Bauch war in den letzten paar Jahren in Paris schwer geworden vor Fett, der Rest war schlank, wie früher. Ihr Schamhaar war dick und borstig. Schließlich entschied sie, doch die Tür aufzumachen.

Sie fragte ihn nicht nach seinem Namen, sondern starrte ihn abwartend an. Diesmal ging er nicht, kam langsam näher. Was las sie in seinen Augen? Sie wusste es nicht, aber sie vermutete Wut. Warum auch nicht. Umso besser. Als er auf ihr lag, drückte sie seine Faust in ihre Scheide. »Tu mir weh«, flüsterte sie. »Mach mich bluten.« Er umkrampfte sie mechanisch und das leerte ihren Kopf. Auf seiner Oberlippe stand Schweiß. Er legte seine Hand auf ihre Wange und drückte ihr Gesicht seitlich in die Laken hinein.

Er hatte keinen Orgasmus, aber das war ihr egal. Sie kam dafür dreimal und schubste ihn dann weg, runter von sich. Als sie aufstand, schämte sie sich für ihre wulstige Nacktheit. Vor Bartleby hatte sie sich nie für ihren Körper geschämt, nur für ihre materielle Bedürftigkeit. Frédérique gab dem Straßenmusiker zwanzig Euro und sagte ihm, er solle verschwinden. Er trollte sich ohne ein Wort und hinterließ auf ihrer Haut einen wässrigen Film aus Schweiß.

An diesem Abend geriet sie in Panik. Draußen hörte sie Amseln und der Geruch von verbranntem Fleisch wehte zu ihr herein. Im Nachbargarten schoss ein alter Mann mit Plastikpfeil und Bogen auf eine Schießscheibe. Neben ihm saß seine Ehefrau in einem großen, breiten Sessel. »Deine Hand knickt immer ab, Jürgen. Mit dieser Körperhaltung

triffst du nie.« Die Frau hielt einen Block in der Hand und verzeichnete die Punkte. Über ihre Knie war eine dicke Woldecke gebreitet. Frédérique beschloss abzureisen. Nach Paris. Es war etwas Unwiderrufliches. Sie lag auf dem Bett in ihrem alten Kinderzimmer und sah schöner aus als früher. Nur ihre Augen waren zerbrochen.

Calimesa

Sie klackte ärgerlich mit der Gabel gegen das Glas und ein Tropfen Wermut spritzte auf das weiße Tischtuch aus Leinen. Sie war eine moderne Frau. Es war das Jahr 2019 in Palm Springs und MeToo hatte die Frauen kategorisch zu Siegerinnen erklärt. Aber immer schön langsam. Sie, Maryweather, war einmal katholisch erzogen worden, also musste sie sich in Geduld üben. Demütig ihrer Erlösung harren. Sie fand, dass es ihr ganz gut gelang, dass sie wirklich extra geduldig war mit der Bedienung, einer jungen, schlanken Frau, die ein paar Mitesser auf der Nase, ansonsten aber ganz schöne Haut hatte. Sicher war sie neu in ihrem Job. Sie war tollpatschig und stieß im Vorbeigehen mit der Hüfte gegen die cremefarbenen Stuhllehnen, servierte nicht von rechts, wie es im Melvyn's üblich war, sondern schräg über den Kopf hinweg.

Heute hatte Maryweather sich einen Tisch draußen ausgesucht und der heiße Wüstenwind wehte über die Terrasse. Etwas, das aussah wie ein Ascheflöckchen, landete auf ihrem hellen Ärmel. Sie saß seit gefühlten Stunden da und starrte auf die Seiten vor ihr, den Vortrag, es ging um Männer, genauer: um Männerhände, die neue Freiheit – das alles musste fertig werden und nun kam die gottverdammte Bedienung nicht mit dem Fisch. Schließlich trollte sie heran und pfefferte den Teller wortlos vor Maryweather. Am Tellerrand klebte ein Kuchenkrümel.

»Sie, entschuldigen Sie mal!« Die Kellnerin drehte sich langsam um. »Was ist das hier bitte?«

Die junge Frau schaute lange und hohl auf den Teller. »Na, der Fisch.«

»Und was ist das hier?« Maryweather zeigte auf den Krümel. Die Bedienung schwieg. »Das hier ist von einem anderen Gericht. Das hatte ich so nicht bestellt. Bitte umgehend austauschen.«

Bei dem Wort »umgehend« wurde Maryweathers Mund klein und hart wie ein Knödel. Die junge Frau starrte an ihr vorbei, vielleicht erblickte sie die Konturen eines Planeten ohne Frauen wie Maryweather. Als sie sich abermals trollte, mit dem Teller in der Hand, langsam und tranig, hätte Maryweather ihr am liebsten die Serviette hinterhergeschmissen. War sie immer so gewesen, so reizbar? Der Fisch kam ohne Krümel zurück, immerhin. Maryweather aß langsam, fast meditativ. Sie dachte an ihren Playboy. Der rauchige Wüstenwind fuhr ihr ins Haar und sie dachte an ... Nein, sie dachte weiter an die Langsamkeit der Kellnerin und daran, dass sie früher in der Klosterschule auch so langsam gewesen war, und zwar immer dann, wenn Schwester Anne sie in den Garten zum Äpfelpflücken geschickt hatte. Maryweather war gerne